

Der ungeleerte Becher

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575819>

Nutzungsbedingungen

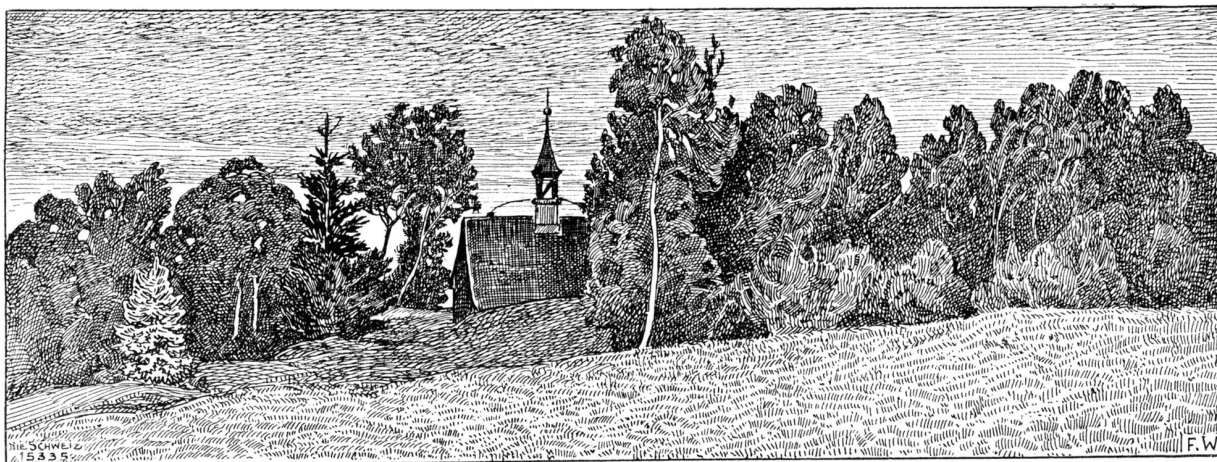
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der ungeleerte Becher.

Novelle von Anna Burg, Marburg.

Nachdruck verboten,
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Frau Senta kam von ihrem Nachmittagsausgang zurück in ihr einsames Heim. Sie bewohnte bei einem Künstlerpaar zwei Zimmer, von denen eines einen besondern Ausgang nach der Treppe hatte. Langsam stieg die schlanke Frau die vierzig Stufen empor, die sie ins zweite Stockwerk führten, langsam nahm sie aus der seidenen Tasche, die an ihrem Handgelenk hing, den kleinen klirrenden Schlüsselbund und schloß ihre Tür auf.

Eine angenehme Wärme umfing sie, als sie das Zimmer betrat, und ein feiner Duft, der nicht von Blumen, nicht von Parfüm herzurühren schien und der auch die Bewohnerin dieses Gemaches überall begleitete, wo sie ging und stand.

Das Zimmer war bis in halbe Höhe getäfelt und auf dem vorspringenden Rand dieser Täfelung standen in lieblicher Symmetrielosigkeit allerlei Nippesgegenstände, zierliche Vasen, Photographien und so weiter. Das Mobilier war einfach und harmonisch. Man sah es ihm förmlich an, daß es kein Mietmobilier war, sondern Eigentum.

Als Senta eintrat, erhob die kleine Kokofuhr auf einem niedrigen Hieschränken eben ihre silberne Stimme und verkündete die fünfte Abendstunde. Es war bereits dämmerig. Senta entledigte sich der Handschuhe und zündete eine mit seidnem Schirm verhängte Lampe an. Dann ging sie hinüber in ihr Schlafzimmer, um Hut und Mantel abzulegen.

Als sie zurückkehrte, sah sie sich einen Moment wie ratlos in dem hübschen Salon um. So behaglich, so wohnlich und warm es auch war, es umfing die junge Frau doch wie ein Frösteln, das Frösteln der Einsamkeit.

Seit zwei Jahren war sie nun allein, solange sie Witwe war. Sie hatte früher die Einsamkeit geliebt, hatte sie ersehnt, damals, als sie von einem Vergnügen zum andern flog und selten eine stille Stunde der Einkehr fand. Und dann auf einmal war ihr die Erfüllung des Wunsches geworden, und sie hatte die Einsamkeit genießen dürfen in vollen Zügen.

Nach dem plötzlichen Tode des Gatten, eines lebensfrohen Offiziers, hatte sie die kleine Garnison, die bisher ihr Wohnsitz gewesen, verlassen und war nach Berlin übersiedelt, in der Hoffnung, mitten im Branden der Großstadt das zu finden, was ihre Nerven sowohl wie ihre Seele ersehnten, das Fürsichsein, die Stille, die Ruhe. Ihr kleines Vermögen gestattete ihr eine, wenn auch bescheidene, so doch vor Sorgen gesicherte Existenz. Sie hatte von ihrem Mobilier behalten, was ihr lieb war, und sich in den zwei Zimmern mit dem Blick auf die Potsdamerbrücke so komfortabel als möglich eingerichtet. Und nun floß ihr Leben seit zwei Jahren in stetem, ruhigem Geleise.

Frau Senta entzündete mechanisch die Flamme unter der Teemaschine und ließ sich wie erschöpft in einen der bequemen Polsteressel fallen. Sie lehnte den Kopf zurück und schloß die

Augen. Die langen Wimpern warfen einen Schatten auf ihre blassen Wangen.

Wie sie so dalag, verriet ihre ganze Haltung deutlich, daß ihr Neugeses ihr nicht übermäßig viel Interesse einflößte. Das dunkle Straßenkleid, das sie trug, war von einfachstem Schnitt, ihre Frisur kunstlos. Es lag in ihrer ganzen Erscheinung nicht die Spur von Raffinement. Und doch gab es Leute, die sie schön fanden, freilich von jener Schönheit, die nicht auf den ersten Blick auffällt, die erst nach und nach sich offenbart, durch einen Augenaufschlag, ein Lächeln, eine Bewegung.

Das Summen des Wassers im Teekessel weckte sie aus ihrer Verhargie. Mechanisch, wie sie die Flamme entzündet hatte, goß sie jetzt das sprudelnde Wasser in die kleine silberne Kanne, holte aus einem Glaschränken Tasse, Zuckerschale und Biskuits und schickte sich an, ihren Five o'clock zu genießen.

Wie behaglich hätte sie sich fühlen können — sie sagte sich's selbst — in diesem traulichen Raum mit ihrem Lieblingsgetränk vor sich und neben sich auf dem Tisch Bücher und Zeitungen, soviel sie wollte! Das Neueste, was auf den Büchermarkt kam, lag in ihrem Salon. Es war der einzige Luxus, den sie sich gestattetete, das Büchertausen. Sie hatte es sich früher himmlisch gedacht, die Menschen zu meiden, allein zu sein mit ihren Büchern.

Aber das viele Lesen ermüdete, und oft kam sie sich fast unheimlich vor, als sei ihr Kopf ganz voll von Fremdem und nicht ein einziger armseliger eigener Gedanke mehr darin. Dann ging sie wohl auf ein Stündchen hinüber zu ihren Mietsleuten, dem Künstlerpaar, und es tat ihr dann momentan wohl, zu schwachen über tausend Nichtigkeiten, ihre und anderer Stimmen zu hören, zu lachen und — zu vergessen.

Vergessen? Ja, was denn?

In ihrer Vergangenheit gab es nichts, was sich ihrer Erinnerung peinigend aufdrängte. Ein' lichten Fata morgana gleich stiegen zeitweise die sonnigen Kinder- und Mädchenjahre vor ihr auf, dunkle Schatten warfen sich darüber, wenn sie des Todes ihrer Eltern dachte. Dann hatte sie sich im achtzehnten Jahr mit dem blendenden Offizier verlobt und hatte während fünf Jahren für eine der glücklichsten Frauen gegolten bis zu dem Tag, wo man ihr den Gatten tot nach Hause gebracht.

Wenn sie ehrlich sein wollte, so war das, was sie in jenen Tagen empfunden, mehr grenzenloses Staunen darüber gewesen, daß ein so blühendes Leben so plötzlich und unnützlich erkalten konnte, als erschütterndes Leid.

Alles, was sie erlebt, erweckte in ihr nur eine matte Wehmut, wie sie einen überkommt beim Gedanken an lang verwundenes Leid, kein intensiveres Gefühl. Oft schien es ihr, als sei sie beim Schauspiel des Lebens nur als Zuschauerin beteiligt und als würde nie das Stichwort fallen, das auch sie zum Mitspielen aufforderte.

Während sie ihren Tee schlürfte, überlegte sie, was sie mit dem langen Abend beginnen sollte. Das Theater hatte sie in diesem Monat schon mehr besucht, als ihre Einkünfte ihr eigentlich gestatteten. Es gab ja allerdings noch genug Unterhaltungsorte; aber man konnte nicht überallhin allein gehen.

Ein kurzer Klingelzug schreckte sie auf. In der nächsten Minute klopfte es an ihre Tür, und das Dienstmädchen ihrer Wiersleute überreichte ihr einen kleinen Brief. Er enthielt einige freundliche Zeilen von einer bekannten Dame, die Mitglied des Berliner Schriftstellerinnenvereins war und ihr ein Billet zu dem „Grotischen Abend“ einer ziemlich bekannten Dichterin überlieferte, da sie selbst leider verhindert sei, es zu benutzen.

Frau Senta fühlte sich angenehm überrascht. Das war wenigstens mal was anderes. Sofort schickte sie sich an, ein wenig Toilette zu machen, und schon nach einer halben Stunde schritt sie elastischen Ganges die Potsdamerstraße entlang.

Es war ein kalter Januartag, aber die Luft frisch und erquickend. Auf der Straße herrschte das rege Hin und Her, das in den Abendstunden zwischen sechs und sieben Uhr seinen Höhepunkt erreicht. Frau Senta sah mit einem gewissen Behagen die glänzenden Schaufenster, das Vorüberhasten der Menschen. Im Vorbeigehen traf sie mancher Blick, der ihr deutlicher als ihr Spiegel sagte, daß sie in dem kleinen Pelzhütchen, in dem dunkeln Abendmantel mit dem aufgeschlagenen pelzgefütterten Kragen lieblich aussehe. Das stimmte sie heiter, und in froher Laune betrat sie das Schuttheiß'sche Restaurant am Potsdamerplatz, um noch ein kleines Abendbrot zu sich zu nehmen.

Der Vortrag sollte um acht Uhr beginnen. Als Senta pünktlich um diese Zeit den Saal am Hausvogteiplatz betrat, war er schon ziemlich angefüllt. Die Vortragende huldigte zwei Künsten — sie war auch Malerin — und der Saal, in dem sie ihre Lieder vorzutragen pflegte, diente zugleich als Ausstellungsraum für ihre Gemälde. Die Wände waren bis auf das letzte Plätzchen bedeckt mit diesen phantastischen Kunstwerken, die, obwohl sie in der Zeichnung meist mangelhaft, in der Idee krankhaft und gesucht erschienen, doch ein gewisses Genie verrieten.

Der Saal hatte Kufeisenform, und man mußte erst die Bildergalerie durchlaufen, ehe man zu der für den Vortrag mit Stühlen versehenen Abteilung gelangte. Dort stand ein kleiner Tisch mit rotverhängter Lampe, ein Klavier daneben, auf dem ein Herr mit langen Künstlerlocken den Abend mit Chopinischer Musik einleitete.

Senta nahm fast schüchtern an der Seite Platz. Das Publikum bestand, wie man gleich sehen konnte, zum großen Teil aus ichönggeistigen Leuten. Die Damen erschienen in Gesellschaftstoilette. Eine gewisse feierliche und doch animierte Stimmung griff um sich.

Während die Chopinischen Melodien durch den Saal klangen, ließ sich noch da und dort ein Flüstern hören, ein Stuhlrollen, ein Hüpfeln. Dann wandten sich plötzlich alle Köpfe der einen Richtung zu. Die Dichter-Malerin war an das Pult getreten.

Sie trug ein scharlachrotes Kleid aus leichtem, mullartigem Stoff, das auf den Schultern nur mit Bändern gehalten wurde, dicht unter der Brust gegürtet war und in schönen Falten an ihrem großen Körper herabfiel. Die stark rötlichen Haare umstarrten in krausem Gewell das Gesicht, das einen eigentümlichen Ausdruck trug, den Ausdruck eines zu fester Maske erstarrten Schmerzes.

Frappant wirkte der Kontrast des wandhohen Gemäldes, das dicht hinter dem Vorlesetisch angebracht war und den Tod im Kaiserhermelin darstellt, mit der Frau, die da vor dem Publikum stand, der Kontrast der fahlen Farben des Totenkopfes mit dem warmen Fleishton auf dem tiefentblößten vollen Hals, den immer noch schönen Armen der Malerin.

Sie begann mit ihrer eigentümlich klagenden, klanglosen Stimme ihre erotischen Verse dem Publikum zuzurufen. Sie neigte dabei den Oberkörper über das Pult, und ihre allzu hellen Augen sahen die Zuhörer gewissermaßen herausfordernd an.

Senta fühlte sich halb amüsiert, halb angewidert durch diese in Versen ausströmende Hysterie. Es kam sie eine unbändige Lust zu lachen an, und im nächsten Moment schon überfiel sie eine tiefe Traurigkeit. Eines der letzten Gedichte endete mit den Worten:

„Nach Wonne verschmachten, mit Wonnegesichten,
Das sind die Qualen, die uns vernichten!“

Es war ein förmlicher Aufschrei, mit dem die Dichter-

Malerin diese Worte deklamierte. Das Publikum verharnte teilweise in komödiantenhafter Verzückung, teilweise barg es seine schwer zu bändigende Heiterkeit hinter Taschentüchern und Fächern.

Senta dachte über das zuletzt Gehörte nach. Ein großer Ekel erfüllte sie. Sie erhob sich und ging leise den Stuhlreihen entlang in die nach rechts abzweigende Abteilung, wo sie sich noch ein wenig in die Betrachtung der Gemälde vertiefte.

„Gnädige Frau wollen den Genuß nicht zu Ende auskosten?“ ertönte da eine Stimme hinter ihr. Sie wandte sich rasch um. Ein junger Mann von tadellosem Aussehen stand vor ihr. Mit einem halben Lächeln, aber fast treuherzigem Blick sah er sie an.

Es war ihr nichts Ungewohntes, seit sie in Berlin war, von Unbekannten angesprochen zu werden; aber sie verstand es sonst, mit einer unnachahmlich vornehmen Kopfbewegung jede noch so unverfrorene Annäherung zurückzuweisen. Heute wollte ihr das nicht gelingen. Ein Etwas in der Erscheinung des Fremden löste ihr Zutrauen ein. Auch verlangte sie darnach, mit jemandem über das Gehörte zu plaudern.

„Ich finde, daß die Malerin mehr gibt als die Dichterin,“ sagte sie deshalb.

Er war offenbar erfreut, eine Antwort zu erhalten; ein wenig die Achseln zuckend, meinte er lächelnd:

„Ich enthalte mich jedes Urteils im Gefühl meiner laienhaften Unwissenheit.“

„Wenn es darauf ankäme, müßte ich auch schweigen; aber man ist doch nicht verpflichtet, alles als Kunst hinzunehmen, was einem als solche geboten wird, weil man selbst keine Kunst ausübt.“

„Nein, allerdings nicht! Ich will Ihnen auch gestehen, daß ich sonst gerne meine Meinung sage und anderer Meinung höre; aber, was ich nicht ernst nehmen kann, darüber schweig‘ ich lieber. Für den heutigen Abend gibt es doch eigentlich nur ein Achselzucken als Urteil.“

Sie sah ihn unwillkürlich an, und ihre Augen trafen dabei die seinen, die durch einen goldgeränderten Klemmer hindurch ihr strahlend blau erschienen. Er hatte ein hübsches, offenes Gesicht, die Stirn von blondem, aufstehendem Haar gekrönt, die Lippe mit zierlichem Schnurrbart geschmückt. Seine Kleidung war elegant, seine Haltung stramm und doch leger. Sein Blick hatte nichts Dreistes, und mit dem Instinkt des feingühligen Weibes witterte sie in dem Fremden den Gentleman.

„Gehen wir also darüber hinweg!“ sagte sie etwas verwirrt. Sie waren im Sprechen langsam weitergegangen. Senta hatte Mantel und Hut bei sich behalten und wollte sich nun beim Ausgang mit flüchtigem Gruß verabschieden. Der junge Mann aber beeilte sich, ihr zu folgen.

„Gestatten Sie nicht, daß ich mich Ihnen vorstelle, gnädige Frau, und Ihnen meine Begleitung anbiete?“

Sie runzelte ein wenig die Stirn, und ihre Erwiderung klang kühl:

„Danke, ich benutze die Elektrische und brauche keine Begleitung!“

Aber er blieb hartnäckig neben ihr.

„Mein Name ist Albrecht — Hans Albrecht. Nun ich Ihnen vorgestellt bin, gnädige Frau, werden Sie gestehen müssen, daß es meine Kavaliersplicht ist, eine mir bekannte Dame zu so später Stunde nach Hause zu geleiten!“

Sie mußte lachen.

Und schließlich, was tat es denn? Daß er ein anständiger Mensch war, hatte sie ihm angesehen. Warum sollte sie so prüde sein? Machte es ihr doch selbst Spaß, mit ihm zu plaudern!

„Also, Sie erlauben?“

„Wenn Sie durchaus wollen... Aber ich besteige hier die Elektrische.“

Sie waren inzwischen zu Fuß am Dönhoffplatz angelangt. Auf ihre letzten Worte hob er wie beschwörend die Hände.

„Nicht in die Elektrische, verehrte Frau; tun Sie mir das nicht zuleide! Lassen Sie uns einen Wagen nehmen... und vorher ein kleines Souper bei Kempinsky!“

„Niemals!“ brauste sie auf. „Für was halten Sie mich?“

Mit raschen Schritten ging sie ihm voran.

„Verzeihung, gnädige Frau! Ich war ungeschickt; aber ich wollte Sie nicht verlegen!“

Er blieb neben ihr. Es war eine schöne, klare Winter-

nacht, und es wollte Senta nicht unangenehm erscheinen, den Weg bis zu ihrem Heim zu Fuß zu machen. Eine Weile schwiegen

sie beide. Dann begann er ihr zu erzählen, wie er sie den ganzen Abend beobachtet habe und wie er nicht anders gekonnt, als sie kurzerhand anzusprechen. Senta hörte ihm zu, ohne seine Worte, die voll verhöllter Schmeicheleien waren, mit Enttäuschung zurückzuweisen, wie es sich wohl eigentlich gehört hätte. Der zitternde Klang von Zärtlichkeit in seiner Stimme tat ihr wohl. Es war solange her, daß ihr jemand ein liebevolles Wort gesagt.

In — wie ihr schien — recht kurzer Zeit erreichten sie ihre Wohnung an der Potsdamerstraße. Sie nahm ihren Hausschlüssel hervor, den er ihr mit ruhiger Selbstverständlichkeit aus der Hand nahm, um ihr das Haustor aufzuschließen.

Einen Augenblick zögerte sie, ehe sie ihm die Hand reichte; dann aber gab sie sie ihm doch, mit freimütig-herzlichem „Leben Sie wohl!“

„Darf ich sagen: Auf Wiedersehen?“ fragte er mit fast gepreßter Stimme.

„Das ist wohl unmöglich,“ erwiderte sie, in den schroff abweisenden Ton zurückfallend. Darauf verneigte er sich nur und ging.

Als sie in ihrem Zimmer war, tat es ihr leid, ihn so kurz abgewiesen zu haben. Ihre Wohnung erschien ihr leerer, einsamer als je, und ein wehes, nie gekanntes Gefühl drückte ihr das Herz zusammen. Lange, lange konnte sie nicht einschlafen.

II.

In den nächsten Tagen dachte sie noch oft an den jungen Mann und wunderte sich selbst darüber, daß er nach so kurzem Zusammensein ihre Gedanken so nachhaltig beschäftigte. Es war doch eigentlich gar nichts Besonderes an ihm gewesen!

Nach und nach vergaß sie ihn, und ihr Leben glitt weiter in ruhiger Eintönigkeit.

Erst einen Monat später traf sie zufällig auf dem Jour einer Bekannten wieder mit Hans Albrecht zusammen.

Sie erkannte ihn nicht gleich, als er ihr vorgestellt wurde; dann aber war es ihr eine angenehme Ueberraschung. Da er jedoch mit keiner Miene verriet, daß er sich jener ersten Be-

gegnung erinnere, ließ auch sie es bei der kühlhässlichen Begrüßung bewenden.

Innerlich verpötte sie sich, des Mergers wegen, den es ihr verursachte, daß er sie nicht wiederzuerkennen schien.

„Wir Frauen haben ein besseres Gedächtnis,“ sagte sie sich.

Aber sie tat ihm Unrecht. Als er sie allein in ein kleines Bibliothekszimmer treten sah, das durch eine stets geöffnete Schiebewand vom Salon getrennt war und das für sie in diesem Hause den größten Anziehungspunkt bildete, folgte er ihr.

„Gnädige Frau,“ sagte er gedämpften Tones, „gestatten Sie mir die Frage, ob ich den Vorzug genieße, von Ihnen wiedererkannt worden zu sein!“

Sie wandte sich um und erwiderte ruhig:

„Natürlich hab' ich Sie erkannt.“

Ein Leuchten der Freude ließ seine Augen noch strahlender erscheinen, als sie ohnedies waren.

„Das freut mich... Ich war dessen nicht sicher und wollte deshalb keine Erkennungsszene aufführen... Ich wußte auch nicht, ob es Ihnen angenehm wäre.“

Sie zuckte die Schultern und sagte etwas hochmütig:

„Gott, das hat ja auch gar keine Wichtigkeit!“

Das Leuchten in seinen Augen erlosch, und sie wurden mit einem Mal ganz dunkel.

„Für Sie allerdings nicht...“

„Und für Sie auch nicht,“ erwiderte sie fast unmutig; „aber, daß wir uns schon kennen, ist ja ganz nett... Also plaudern wir!“

Es lag nichts Kokettes, nichts Gewolltes in ihrem Wesen. Er betrachtete sie forschend mit dem sonderbaren Blick des Weltmannes, der durch die Maske gesellschaftlichen Schiffs oder erfunkelster Originalität hindurch das Echte finden möchte. Aber es gab hier keine Maske zu durchschauen. Dies Gesicht, das ihn schon damals an dem Vortragsabend so gefesselt, war echt. Der Ausdruck wechselte darauf rapid; die Stirn, nur an beiden Seiten von kleinen Löckchen umspielt, war rein und frei, die Augen tief, glanzvoll, von innen durchleuchtet.

(Fortsetzung folgt).

— Stine —

Nachdruck verboten.

„Liebschaft ist nich viel; Liebschaft ist eigentlich gar nichts; aber wenn's hier list (und sie wies aufs Herz), dann wird es was...“ «Stine».

Philosophie ist ein Name, der zwei ganz verschiedene Dinge bezeichnet. Einerseits — und das ist mehr die deutsche Seite — ist Philosophie die Benennung für eine Kombination von Worten, womit man die „Welt“ oder das „Leben“ zu erklären glaubt. Es kommt dann in der Regel so, daß man einem beliebigen Wort, etwa „Ich“ oder „Gott“, „Subjekt“ oder „Objekt“, „Substanz“ oder „Wille“ einen Sinn unterschiebt, den die andern Deutschen damit nicht zu verbinden pflegen. Mittelst etwelcher Suggestion, zuweilen schon dadurch, daß man recht unklar und unverständlich schreibt, brinat man dann einige Hundert andere Menschen dazu, in diesem Wort einen neuen Begriff zu sehen. Dann ist ein „selbständiges System“ fertig.

Der andere Begriff der Philosophie, der besonders von den Franzosen mit diesem Namen verbunden wird, ist eigentlich nichts anderes als die schöne Kunst, zu „leben und leben zu lassen“, resolut zu wollen und zu handeln, nach bester Ueberzeugung, und von den andern nicht mehr zu verlangen, als man ihrem Vermögen nach von ihnen verlangen kann. Dieser Begriff von Philosophie ist auch der von Theodor Fontane, und er strömt aus allen Poren seines Romans „Stine“.

Solche Philosophie ist nicht anders möglich, als wenn man den Menschen wohlwill oder sie wenigstens nicht haßt.

Theodor Fontane liebt die Menschen, vor allem die Norddeutschen, die Märker, die verlästerten Berliner mit dem Wohlwollen eines Weisen, der auch ihre schlechten, kleinen, häßlichen Eigenschaften wohl kennt, der aber zugleich weiß, daß sie „nun einmal so sind“ und daß die Entwicklung eine Sache von Jahrhunderten und nicht von Jahren ist, und der endlich weiß, was auch Gottfried Keller gewußt und wunderschön ausgesprochen hat, nämlich, daß „jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschheit geknüpft“ ist.

All diese Eigenschaften machen aus Fontane einen Dichter, auf den die Norddeutschen mit Recht stolz sind und dem sie nur Wilhelm Raabe und Theodor Storm zur Seite setzen können.

Frenssen, der prächtige Pfarrer, ist noch nicht auf dieser Höhe, wenn er überhaupt hinaufkommt. Zwar behandelt er ernste Vorwürfe wie ein tüchtiger Mensch und wie ein echter deutscher Dichter; aber noch moralisiert er zuviel, noch hat er das Leben nicht überwunden. Denn man muß ganz über dem Leben stehen, um jenen feinen Spott zu haben, der vielleicht das Größte an Keller, an Raabe, an Fontane ist. Man muß das Handeln hinter sich haben und als ein Betrachtender dastehen, zusehen und lächeln. Freilich, Fontanes Bücher sind nicht für alle Leute geschrieben. Um sie durchaus zu genießen, um ihre ganze Größe zu erkennen, muß man Beschaulichkeit als wertvoll und erstrebenswert empfinden. Man muß sich vorstellen können, daß man einst selbst nach den wilden Bewegungen, in welche die Seele beim Handeln immer wieder verlegt wird, ein ruhiges Alter erreichen könnte, frei von weiterem selbstsüchtigem Wollen, in Beschränkung auf das Erreichte und in etwelcher Weisheit mit wohlwollendem Lächeln.

Wer sich das als Endstrecke seines Daseins nicht wenigstens vorstellen kann, der wird das feinste Verständnis für Fontane vielleicht nicht haben. Auch engherzige Sozialisten können ihn nicht recht goutieren. Es ist bekanntlich vorgekommen, daß man Goethe vorgeworfen hat, er sei ein Bourgeoisdichter. Mit etwas mehr Recht kann man Fontane vorwerfen, daß er ein Bourgeois- und Junkerdichter sei. Denn seine sympathischsten Gestalten sind fast allemal Bourgeois und Bourgeoisen, Junker und Aristokratinnen.

Stine ist die einzige bedeutendere Persönlichkeit aus dem vierten Stand.

Es wird nicht beabsichtigt, Fontane zu rechtfertigen. Er hat das nicht nötig. Mögen darum beschränkte Sozialisten (die Gescheiten tun das nie) darüber wettern, daß Fontane